

Rodins Sohn, der Tagelöhner

Von

L. Aigner und L. Aczél

Erstaunt sieht man uns an, als wir in die kleine Dorfschenke eintreten. Was suchen denn hier Leute aus Paris? Die Kundschaft besteht aus zwei Dorfarbeitern und einem uralten, runzligen Mütterchen, die bei der armseligen Theke nachdenklich und behaglich ihren billigen Rotwein schlürfen.

„Rodins Sohn suchen wir“, sage ich zum Wirt.

„Dann haben Sie ihn schon gefunden“, antwortet ein stoppliger runzlicher Mann mit einer großen Nase, „denn ich bin es persönlich. Was wünschen die Herren von mir?“

„Nichts Schlimmes, wir wollen nur bei einem Glas Wein mit Ihnen plaudern, von alten und neuen Zeiten.“

Doch zunächst will er nichts davon wissen. Erst allmählich gelingt es uns, ihn zu besänftigen. Wir setzen uns in der kleinen Dorfkneipe an einen der zwei abgeschlagenen Holztische, denn die ganze Einrichtung besteht nur aus zwei Tischen und vier Stühlen. Sogar der übliche „Zinc“ der Pariser Bistros ist durch eine verwüstete Holztheke ersetzt. Denn armselig und karg ist das „Petit Drapeau“, wo seit vielen Jahren der alte Sohn Rodins, des großen Rodin, seine Sonntagnachmittage verbringt. Drüben im Museum, wo er in einem kleinen Häuschen wohnt, darf er keine Gäste empfangen. Das gehört dem Staat, und er selber ist nur Gast im Hause, das einst seinem Vater gehörte. Rodins Sohn erzählt:

„Ich bin kein Künstler, müssen Sie wissen, nur ein Tagelöhner. Ich arbeite hier in der Nähe in der Pulverfabrik. Man zahlt nicht sehr gut, 3,75 francs die Stunde, aber man lebt trotzdem. Ich und meine Alte.“

Er winkt dem Mütterchen zu und stellt sie vor: „Das ist sie.“

„Rodin war ein großer Künstler“, murmelt Rodins Sohn vor sich hin. „Auch ich wollte Künstler werden, doch er wollte es nicht. Er war ein eigentümlicher Mann, ein großer Künstler.“

„Auch ich zeichnete gern, mein Vater aber liebte es nicht, wenn ich im Atelier herumbummelte. Mutter liebte ihn sehr, und sie tat immer, was ihm gefiel. So hat sich niemand um mich gekümmert, und ich wurde Kupferstecher. Ab und zu sah Vater zu, was ich machte. Er nahm meine Arbeit und legte sie weg.“

„Professor Charcot, der große Charcot lehrte mich die Anatomie. Das habe ich gut gelernt und heute noch nicht vergessen, und dabei bin ich jetzt 65 Jahre alt. Gucken Sie mal zu, ich zeichne Ihnen einen Schädel genau, wie er ist. Achtung, das ist ernste Arbeit, Kopfarbeit“, setzte er erklärend hinzu und zeigt bedeutungsvoll auf seine Stirn.

Er zeichnet den Schädel und schreibt die Namen der einzelnen Knochenteile hinzu. Dann zeichnet er mit einigen Strichen ein Porträt von seinem Vater aus dem Gedächtnis. Seine alten knochigen Finger zittern.

„Mein Vater hat mich sehr gern gehabt. Aber er hatte niemand nötig, keine Familie. Seine Kunst war ihm genug, und Mutter paßte auf, daß niemand ihn störte, auch ich nicht.“

„Es ist ja wahr“, entschuldigt Rodins alter Sohn seinen Vater, „wir waren sehr